



EVANGELISCHE AKADEMIE  
TUTZING

Jan Claas Behrends

## **Sozialistische Helden im (post-)sowjetischen Raum**

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

vielen Dank zunächst einmal für die Einladung zur Tagung hier nach Tutzing.

Heldentum ist ein universales Thema, über das es sich immer wieder neu nachzudenken lohnt. Hier und heute soll es um die Heldenverehrung gehen, die wir im post-sowjetischen Raum, d.h. in den Staaten der früheren Sowjetunion beobachten können. Ich werde im folgenden versuchen, historisch zu erklären, welche Spezifika wir hier beschreiben und wie wir sie erklären können.

Soziologisch wird die Notwendigkeit von Heldengestalten häufig mit historischen Umbrüchen und Krisensituationen erklärt. Wo es an Orientierung mangelt, sticht die außerordentliche Tat eines Einzelnen besonders heraus. Er wird zum Helden. Doch genauer betrachtet geht diese Definition für das kommunistische Herrschaftssystem nicht auf. Denn diese Herrschaftsform entwickelte von Beginn an das Bedürfnis, die öffentliche Meinung und den öffentlichen Raum insgesamt zu dominieren und von den Überresten der alten Ordnung zu säubern. Die kommunistische Diktatur duldet keine

alternativen politischen Zeichen in der Öffentlichkeit – ihr Ehrgeiz war es seit der Revolution, ihre Repräsentationen ihrer eigenen Herrschaft der Bevölkerung näher zu bringen. Dies geschah im kulturellen Kontext des untergegangenen Russischen Reiches, d.h. eines Imperiums, in dem Herrschaft immer die Selbstherrschaft – Autokratie – der Zaren gewesen war. Dass diese Prägung eine Hypothek für die revolutionäre Regierung darstellte, zeigte sich bereits unmittelbar nach dem Umsturz im Februar 1917. Der Sturz des Zaren Nikolaus II. sorgte für ein Vakuum an der Spitze des Staates – sowohl politisch als auch symbolisch. Der revolutionäre Staat benötigte seine eigenen Symbole und zugleich schuf er sich auch seine eigenen Helden.

Am Anfang des sozialistischen Heldenkultes war Lenin und Lenin als Held war eine Erfindung Stalins. Der tote Lenin begründete den Führerkult in der frühen Sowjetunion – zugleich löste Stalin damit das Problem des symbolischen Vakuums an der Spitze des revolutionären Staates. Außerdem verabschiedete sich die Sowjetunion ein Stück weit von der Idee, dass die Massen oder das sozialistische Kollektiv die eigentlichen Heroen der neuen Ordnung waren. Bei Eisenstein durften sie zwar 1927 in seinem Film „Oktober“ noch das Winterpalais stürmen und damit als weltgeschichtlicher Akteur gefeiert werden. Doch gleichzeitig lag die Mumie Lenins bereits auf dem Roten Platz und dort wurde ihm als Revolutionsführer gehuldigt, dessen einzigartige Entscheidungen und Entschlossenheit den Weg in die Revolution geebnet hatte. Heute wissen wir aus den Akten, dass Stalin die treibende Kraft hinter der Errichtung des Mausoleums und der Einführung des Leninkultes. Stalin war sich der Tatsache

bewusst, dass er insbesondere der bäuerlichen Bevölkerung der Sowjetunion Angebote zur Identifikation mit dem neuen Staat machen musste. Lenin trat also – von ihm und seiner Witwe Nadeschda Krupskaja nicht gewollt – in die Fußstapfen der Zaren.

Zugleich verdeutlichte seine Inszenierung, dass Heldenkulte der kommunistischen Diktatur nicht fremd waren. Tatsächlich entstanden auch um andere früh verstorbene Märtyrer der Bolschewiki wie Felix Dscherzhinski oder Jakov Sverdlov bereits in den zwanziger Jahren Heldenkulte. Hinzu kamen die Helden des Bürgerkrieges wie beispielsweise der Reitergeneral Budjonij mit seiner Ersten Roten Reiterarmee oder Wassilij Tschapaewm, der schon früh zum Mythos stilisiert wurde. Sie waren der früheste Ausdruck militärischen Heldentums in seiner sowjetischen Form. Damit näherte sich die frühe Sowjetunion zunächst relativ konventionellen Formen des Heldengedenkens wieder an.

Die zwanziger Jahre waren eine Zeit des Auf- und Ausbaus des sowjetischen Staates, auch des Propagandastaates, der seine Ideologie, seine Werte und letztlich auch seine Helden bis in den letzten Winkel des Riesenreiches transportierte. Die NEP-Zeit war eine wenig heroische Periode des Wiederaufbaus nach dem Ende des Bürgerkriegs. Doch schon 1928 stürzte Stalin selbst das Land in die nächste Revolution: die Kollektivierung und Industrialisierung des Landes. Der „große Umbruch“, von dem Stalin sprach, wurde von der sowjetischen Propaganda von Beginn als eine Zeit ungebrochenen Heldentums inszeniert. Aus einem Mosaik individueller Heldentaten

setzte sich der Aufbruch in die sozialistische Epoche zusammen. Dabei war es stets wichtig, auf die Helden einer großen Vergangenheit Stolz zu sein – denken Sie beispielsweise an den nun geförderten Kult um Puschkin – oder den Helden des sozialistischen Aufbaus – wie etwa den Stoßarbeitern und den Traktoristen – nachzueifern. Erst in ihrem Heldentum, so suggerierte die Propaganda, wurde die Größe und Eigenart der Epoche sichtbar. Es passt ins Bild, dass unter Stalin der Titel (und Orden) Held der Sowjetunion eingeführt wurde.

Über den Helden – in ihrer überwiegenden Mehrheit übrigens Männer – des ersten Fünfjahresplanes stand der *vozd*, der Führer der Werktätigen Stalin. Sein Kult begann mit dem 50. Geburtstag im Dezember 1929 und durchlief in den kommenden 25 Jahren zahlreiche Wandlungen. Keine andere Persona beherrschte den öffentlichen Raum in einem vergleichbaren Maße. Dabei war Stalin natürlich weit mehr als ein Held im konventionellen Sinne – obwohl er, wie in zahlreichen Geschichten aus Revolution und Bürgerkrieg bald verbürgt, das natürlich auch war. Primär personifizierte Stalin jedoch von nun an die schwer greifbare Vision vom Aufbau des Kommunismus. Er stand – als Ikone – für das sowjetische Projekt, das mit Beginn des Ersten Fünfjahresplan nun auch wieder mit Massenterror vorangetrieben wurde. Durch die Verehrung Stalins und die Teilhabe am Führerkult konnte jeder sowjetische Bürger und jede sowjetische Bürgerin ihre Loyalität zur sozialistischen Ordnung in ihrem Alltag immer wieder und wieder bezeugen. Die kultische Verehrung des „ersten“ sowjetischen Helden, des Helden unter Helden, wenn Sie so wollen, beschränkte

siStalins Nachfolger beendeten den sozialistischen Heldenkult nicht vollständig. Sie beendeten den Führerkult um Stalin selbst und verbannten ihn seit 1956 aus dem öffentlichen Raum. Noch einmal *damnatio memoriae*. Doch einzelne Helden der stalinistischen Epoche wie etwa Gorki blieben durchaus auf ihrem Sockel, während andere schnell in der Vergessenheit verschwanden. Stalin verschwand zwar aus der Öffentlichkeit, aber seine Taten wogen zu schwer – er konnte nicht vergessen werden. Und er behielt vermutlich auch – in der kommunistischen Partei und darüber hinaus – eine gar nicht so kleine Zahl von Bewunderern, denen die pauschale Verdammung seiner Politik zu weit ging. Er war von nun an eben der heimliche Held einer Fraktion sowjetischer Kommunisten, die unter seiner Herrschaft aufgestiegen waren und die unter seiner Führung einen Krieg gewonnen hatten. Für seine Nachfolger, die bald von Nikita Chruschtschow angeführt wurden, stellte sich alsbald die Frage, wie post-stalinistisches Heldentum zu definieren war. Wer konnte nach den Arbeitsschlachten der Industrialisierung und den Schlachten des Krieges noch ein Held sein? Im ideologischen Bereich folgte auf die Verdammung Stalins eine Rückbesinnung auf Lenin, den Gründervater des Sowjetstaates. Sein Kult bestand bis an das Ende der UdSSR fort (und in Rudimenten darüber hinaus, wie das Mausoleum und die unzähligen Denkmale belegen). Doch Lenin kehrte nur als Ikone einer vergangenen Revolution zurück, er konnte kein Held der post-stalinistischen Moderne sein. Als Typus gehörte er bereits einer anderen Epoche an.

Die post-stalinistischen Helden der Sowjetunion waren ihre Kosmonauten. Jurij

Gagarin und Valentina Tereschkova standen für eine technologische Avantgarde, für die Verheißungen der Technik und des Fortschritts und das Versprechen eines modernen Lebens im Sozialismus. Ihnen fehlte das archaisch-heldische Moment, das dem Stalinismus so vertraut war. Sie waren vielmehr durch ihre Ausbildung und ihre Symbiose mit der Technik zu Vorbildern für sowjetische Bürger gewesen. Im Falle Tereschkovas war zudem zentral, dass sie eine Frau war und damit nicht dem männlichen Archetypus entsprach – auch wenn Sie gegenüber Gagarin eher etwas im Hintergrund stand. Sie zeigte, dass die sowjetische Frau eine moderne Heldin sein konnte – Heldin qua Qualifikation. Doch bei Gagarin und Tereschkova kündigt sich die Krise des sozialistischen Heldentums, so würde ich argumentieren, bereits deutlich an. Denn es lässt sich bereits der Einwand formulieren: was ist eigentlich spezifisch sozialistisch an diesen beiden Helden? Schließlich existierten Astronauten auch in den USA und genossen dort eine ähnliche Verehrung wie in der Sowjetunion. Auch sie waren Ikonen des technischen Fortschritts, die für die Leistungsfähigkeit und den Wagemut der eigenen Nation standen. Natürlich wurden sie in die sowjetische Ästhetik und in die Erzählung vom sozialistischen Aufbau eingepasst, aber eigentlich waren sie Prototypen einer neuen Epoche, die sich nicht allein als sozialistisch charakterisieren ließ.

Die sozialistische Welt selbst trug zur Diskreditierung ihrer Helden auch selbst bei. Im späten Sozialismus wurde Heldentum mit Status verwechselt. Es entstanden Karikaturen des Heldischen wie etwa der sowjetische Generalsekretär Leonid

Brezhnev, der sich in einer Biographie als Kriegshelden feiern ließ und dem zu seinen Geburtstagen rituell mit Orden und Ehrentiteln überhäufen. Als seniler alter Generalsekretär trug er gegen Ende seiner Amtszeit fünf goldene Sterne auf seiner Brust: er war tatsächlich vierfacher Held der Sowjetunion und Held der sozialistischen Arbeit. Dazu kamen in seinem Fall noch die dreifache Auszeichnung als Held der Tschechoslowakei, Bulgariens – die Aufzählung ließe sich fortsetzen (Verweis auf die russische Wikipediaseite Breschnews). An dieser inflationären Verwendung des Heldenbegriffs für ganz und gar unheldenhafte Persönlichkeiten – der Apparatschik als Held gewissermaßen – zeigt sich die Krise des spätsozialistischen Heldenbegriffs. Es handelte sich nur noch um einen Abklatsch des klassischen oder auch des Stalinschen Heroismus. Held zu sein war ein Status für Privilegierte geworden, ein Status, den man sich durch langen Dienst im Parteistaat erwerben konnte. Eine Beziehung zu außerordentlichen Taten oder eine charismatische Ausstrahlung mussten nicht mehr vorliegen. Das spätsozialistische Heldentum war ein leeres, weil formales Heldentum geworden. Es war ein Teil der Rituale in einem erstarrten System. Parteiführer wie Leonid Breschnew waren Repräsentanten dieser Entwicklung.

Die Jugend der sozialistischen Staaten suchte sich ihre Helden bereits jenseits des Eisernen Vorhangs. Spätestens seit den 1960er Jahren fand die westliche Popkultur mit ihren zahllosen Ikonen Eingang in die sowjetische Welt. Helden der Leningrader oder Kiever Jugendlichen in der späten UdSSR fuhren nicht mehr Traktor, sie hatten in der Regel wohl auch kein Gewehr in der Hand, sie hielten vielmehr eine Gitarre. Das

Regime verlor zunehmend die Macht, der Gesellschaft einen Heldenpantheon zu diktieren. Die gesellschaftliche Ausdifferenzierung, die für die späte Sowjetzeit so charakteristisch ist, betraf auch den Bereich der Helden und Vorbilder. So konnte die ältere Generation u.U. durchaus an den Idealen ihre Jugend unter Stalin festhalten (so sie diese Ideale geteilt hatten) oder sich an den großen Krieg als Heldenzeit erinnern, während in der selben Neubauwohnung die Stars der Jugend längst Mick Jagger oder Sid Vicious hießen. Insgesamt lässt sich festhalten, dass auch die Sowjetunion – wie große Teile des Westens – durchaus auf dem Weg in eine postheroische Welt waren. Gerade die Entwertung des Stalinschen Heldentypus, seine Profanisierung und Banalisierung unter der Herrschaft Breschnews, sein Verblassen als Teil der Fassade einer maroden Macht, ermöglichte einen sozialistischen Alltag, der ganz ohne Helden auskam – eine Vorstellung, die unter Stalin undenkbar gewesen war.

Michail Gorbatschow und seine Politik der glasnost‘ trug seit 1986 dazu bei, dass die offene Rede über die sowjetische Vergangenheit das vermeintliche Heldentum der Stalinzeit weiter diskreditierte. Was als eine Zeit des Aufbaus, der Entbehrungen, aber auch des persönlichen Einsatzes gefeiert worden war, erschien nun als eine Epoche unsagbarer Verbrechen, als ein Blutbad an der eigenen Bevölkerung, die Opfer brachte, aber dennoch weder mit Wohlstand noch mit Freiheit belohnt wurde. Doch Gorbatschow brachte weit mehr als nur eine Abrechnung mit der sowjetischen Geschichte. Er öffnete die Gesellschaft für alternative Formen des Heldentums. Der Untergang des Sozialismus produzierte in verschiedenen Ausprägungen neue

Heldengestalten, die zumeist recht unheroisch waren und deren eigentliche Leistung daran bestand, dass sie sich dem Regime verweigert hatten. Ihren Widerstand hatten sie lange mit Ächtung, Gefangenschaft und Verbannung bezahlt, doch nun standen sie plötzlich auf der öffentlichen Bühne: der Werftarbeiter Lech Walesa aus Danzig, der Prager Dichter Vaclav Havel oder der sowjetische Physiker Andrei Sacharow. Wenn es Helden des Umbruchs gab, dann waren sie es. Sie repräsentierten die Möglichkeit einer anderen Politik, eines anderen Lebens, der Wahrheit und dem Gewissen verpflichtet, ein Leben das jenseits des sozialistischen Leviathan gelebt worden war. Damit unterschieden sie sich jedoch auch von der Mehrheit der Bevölkerung, die nie in der Lage gewesen war, die Zumutungen dissidenten Lebens zu ertragen und die sich an die sozialistischen Gegebenheiten mit allen ihren Widersprüchen im Großen und Ganzen angepasst hatte.

Wie die Revolution von 1917 so hinterließ auch das Ende des Sozialismus ein großes Vakuum. Neue Symbole und neue Helden mussten an die Stelle der überkommenen sowjetischen Ideale treten. Oder war ein gänzlich unheroischer, ziviler Aufbruch denkbar? Für die Staaten Ostmitteleuropas war dieses Problem nicht so virulent, da sie ohne viel Aufhebens an Traditionen der Zwischenkriegszeit anknüpfen konnten. So erhielten etwa Masaryk in Prag und Pilsudski in Polen ihren verlorenen Status als Staatsgründer und Nationalhelden rasch zurück. Der nationale Heldenpantheon kehrte zurück – mit allen seinen problematischen Figuren, aber auch mit einer gewissen Volkstümlichkeit ausgestattet und in der Regel ohne den grimmigen Ernst des frühen

20. Jahrhunderts.

Im post-sowjetischen Raum war die Lage ungleich komplizierter. Hier hatte der Kommunismus wesentlich länger gedauert – sieben Jahrzehnte. In seinem Widerstand gegen den Putsch vom August 1991 wurde der russische Präsident Boris Jelzin zum Volkshelden, doch sein Abstieg verlief ebenso rasch wie sein kometenhafter Aufstieg. Die 1990er Jahre waren eine fluide Zeit. In Russland spielten die Medien und die Elite zwar mit Versatzstücken aus der imperialen Zeit – doch zunächst konnte man sich nicht dazu entschließen, die Zaren wieder auf den Sockel zu stellen. Es fehlte auch eine Erzählung, die dies plausibel gemacht hätte. So schritt in den chaotischen 1990ern zwar zunächst die Verwestlichung und Liberalisierung voran, doch die Umstände waren ganz andere als ein Andrei Sacharow es sich erhofft hatte. Erstmals versuchte der Staat nicht mehr zu kontrollieren, wer als Held gelten durfte. So konnte sich zumindestens in der populären Kultur anti-Helden etablieren, die diese Zeit prägten. So blieben als überlebensgroße Figuren der 1990er Jahre im post-sowjetischen Raum insbesondere die Oligarchen in Erinnerung, die aus dem Nichts kamen und phantastischen Reichtum ansammelten. Mindestens ebenso einflussreich – und besungen in der Popkultur – waren sicher die Banditen und Mafiosi, deren Einfluss sich eben nicht nur auf die kriminelle Unterwelt beschränkte. Auch sie waren, im Nachhinein betrachtet, Ikonen der post-sowjetischen Welt. Ohne sie ging nichts – oder jedenfalls nur wenig – in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion und wie echte Helden starben sie oft einen frühen und gewalttätigen Tod. Sie waren die Märtyrer beim

Kampf um das neu zu verteilende Eigentum. Letztlich werden die 1990er Jahre als eine Zeit in der Erinnerung bleiben, in der die postsowjetischen Staaten relativ geringe Anstrengungen unternahmen, ihren Gesellschaften Helden zu verordnen. Auf den sowjetischen Oktroi des Heldischen folgte das erwähnte Vakuum – doch diese Leere wurde bald wieder in der autoritären Tradition der Region gefüllt. Zumindestens in Russland. In der Ukraine und den anderen post-sowjetischen Republiken, die sich im Schatten Russlands als Nationalstaaten etablierten, suchte man nach eigenen Nationalhelden – oft in der fernen, gelegentlich auch in der jüngeren Vergangenheit. Während mittelalterlich Könige kaum zur Kontroverse einladen, waren und sind es insbesondere Akteure aus der Zeit des Zweiten Weltkrieges, die außerordentlich unterschiedlich beurteilt werden. Das gilt für lettische oder estnische SS-Männer ebenso wie für die vielleicht umstrittenste historische Figur im post-sowjetischen Raum – den ukrainischen Nationalistenführer Stepan Bandera.

Doch zurück nach Russland: Vladimir Putin steht nicht nur für die endgültige Durchsetzung der „virtuellen Demokratie“ als neue Form autokratischer Herrschaft. Er verkörpert – im Sinne des Wortes – auch die Rückkehr des staatlich verordneten Helden- und Führerkults. Als sowjetisch sozialisierter Mensch dürften Putin die hierarchiefreien und anarchischen 1990er Jahre ein Graus gewesen sein. Sein Glaube an „Stabilität“ als Grundlage staatlichen Handelns beinhaltet auch die Vorstellung, dass ein stabiler Heldenkanon der Bevölkerung bei der Sinnstiftung helfen sollte. In diesen Helden sollen die Bürgerinnen und Bürger erkennen, warum sie in Putins Russland gut

und sicher leben. Und natürlich steht auch an der Spitze des autokratischen Staates, an der Spitze der Machtvertikale, ein Präsident mit heldenhaften Zügen. Für seinen eigenen Führerkult haben Vladimir Putin und seine Polittechnologe starke Anleihen beim Kult um Benito Mussolini gemacht, der auch gern als Sportler und Tierbändiger, als halbnackter Ringer und Kämpfer dargestellt wurde. Mussolini ist der Archetyp der Heldenfigur Putin – die Themen dieser Figur sind Macht und Machismo. Doch die Rückkehr des Heroischen beschränkt sich nicht auf die Kunstfigur Putin. Sie ist ein weitaus umfassenderes Phänomen.

Zunächst hat Putins Russland die Erzählung geschaffen, die die Rückkehr des Heldischen ermöglicht: es ist das Narrativ von der Kontinuität des großen russischen Staates – über alle Brüche, Revolutionen und Katastrophen hinweg von Kiev nach Moskau und Petersburg bis in die Gegenwart. In dieser langen Geschichte finden sich dann von Ivan Grozny bis zu Peter und, ja, auch Stalin, zahlreiche Staatsführer, denen heldische Züge zugeschrieben werden. Ihr Heldentum besteht eben in der Verteidigung und dem Ausbau der Macht eines imperial gedachten russischen Staates gegen seine zahlreichen Feinde.

Neben diesen Kult des russischen Imperiums tritt – mindestens ebenso wichtig – die Wiederbelebung des Kultes des „Großen Vaterländischen Krieges“, der in dieser Form eigentlich eine Erfindung der Breschnew Zeit ist. Der Sieg gegen das nationalsozialistische Deutschland überschattet mittlerweile sämtliche andere Ereignisse der jüngeren russischen Geschichte. Die Helden von 1941-1945 und ihre

Taten sind zentral für die Legitimation russischer Staatlichkeit in der Gegenwart. Sie sind längst wieder über jede Kritik erhaben – ein Abweichen vom offiziellen Gedenkpathos ist sogar justitiabel und kann von russischen Gerichten verfolgt werden. In diesen Zusammenhang gehört schließlich auch die partielle Re-etablierung des Stalin-Kultes. Natürlich wird auch unter Putin nicht des Stalins von 1937 gedacht – man schafft sogar Denkmäler für seine Opfer. Doch der Stalin von 1945 ist mit Verve und als Held in die russische Öffentlichkeit zurückgekehrt. Keines seiner Verbrechen ist groß genug, um die Aura des Siegers zu beschmutzen.

Wir erleben demnach einerseits unter Putin eine Re-sowjetisierung der Heldenerzählung. Das zeigt sich etwa auch in der Stiftung eines Ordens „Held Russlands“ (äquivalent Held der Sowjetunion). Doch es zeigen sich auch neue Formen Orden Heldengedenkens. So wird den Helden der eigenen Familie am 9. Mai gedacht, die als „das unsterbliche Regiment“ durch die Straßen paradieren. Angehörige zeigen sich hier mit Bildern ihrer Vorfahren, die im Krieg gedient haben. Ursprünglich eine private Initiative handelt es sich mittlerweile um eine staatlich gesponsorte Bewegung, die in der Bevölkerung großen Anklang findet.

Abschließend noch ein Wort zu Krieg und Gewalt. Natürlich produzieren auch die Konflikte im post-sowjetischen Raum ihre Helden. So werden die Afghanistankämpfer, die *afgantsy*, für ihren nihilistischen Heroismus“ offiziell gefeiert, für ihren Dienst am Vaterland in einem sinnlosen und verlorenen Krieg. Die

Ukraine verehrt die Gefallenen des Maidan vom Winter 2014 als „himmlische Hundertschaft“ – und sie waren nur die ersten Opfer eines Krieges, der bis heute andauert und im Donbas – von Europa weitgehend vergessen – jeden Tag neue Märtyrer schafft. Im Unterschied zu Russland werden sie in der Ukraine unter großer Anteilnahme der Öffentlichkeit bestattet und gefeiert. So bringt der Krieg auch alte Formen des Heldengedenkens wieder mit sich. Die Toten dienen der Sinnstiftung, um den Kampf fortzusetzen – gegen Korruption in Kiev, gegen Russland im Osten des Landes. Das sind die Realitäten des Jahres 2017. Abschließend zeige ich Ihnen noch ein Video aus den vergangenen Wochen, das am Beispiel Putins diese Entwicklungen illustrieren soll.